

DIE REISE, EIN LEBEN

Die spanische Familie Alarcón treibt ihre Schafherde unter der Führung des Patriarchen Antonio quer durch das Land – von Weide zu Weide, im Wechsel der Jahreszeiten, wie das Hirten vor ihnen seit Jahrhunderten gemacht haben. Wir sind ein Stück weit mitmarschiert.

TEXT: MICHAEL STÜHRENBURG
FOTOS: SUSANA GIRON

Antonio Alarcón und seine Herde. Nur noch wenige Familien pflegen im Süden Spaniens die Hirtentradition. Die Trecks sind mühsam, der Ertrag ist gering. Doch wer sich darauf einlässt, den belohnen magische Momente.



Schaf auf Schaf. Hirten, Hunde und der Appetit auf die nächste Weide treiben die Tiere voran. Auch 18 Ziegen gehören mit zur Herde: Sie sind meist an der Spitze des Trosses unterwegs.



Bitte herhören! Manche Schafe tragen eine Glocke um den Hals, das hält die Herde zusammen. Antonio züchtet die Tiere wegen ihres Fleisches. Das von Lämmern ist besonders schmackhaft.

M

„MANCHMAL“, SAGT DER ANDALUSISCHE SCHÄFER ANTONIO ALARCÓN UND BLICKT MISSMUTIG, „habe ich die Nase gestrichen voll.“ Zum Beispiel an diesem verregneten Nachmittag im Juni. Seit Stunden gießt es in Strömen auf Spaniens Süden. „In vier Jahren gehe ich in Pension“, fügt der 62-Jährige wie zum Eigentrost hinzu. Das heißt, nur noch achtmal *Transhumanz* – so heißt Antonio Alarcóns einwöchige Wanderschaft mit seiner Herde von den Winterweiden auf die Sommerweiden und umgekehrt. „Nach Juni 2022 ist endlich Schluss mit dieser Schinderei.“



**Die Transhumanz
am Beispiel der Familie Alarcón**

Die Winterweiden bei Navas liegen auf 650 Meter Seehöhe. Von hier treiben die Hirten im Frühsommer ihre Tiere auf die Weiden um Fátima. Diese liegen auf über 1.000 Höhenmetern, wo es entsprechend kühler ist. Auf der **achttagigen Reise** legt der Treck bei seinem Marsch über Hügel und durch Schluchten **164 Kilometer** zurück und überwindet über **2.000 Höhenmeter**.

Über uns donnert es, vor uns trappelt die Herde: 604 Schafe, 18 Ziegen, getrieben von ewiger Fresssucht. Gräser, Blätter, Halme, Zweige, egal ob trocken oder nass. Alles Grüne in Reichweite ihrer Mäuler wird in rasanter Geschwindigkeit gerupft. Nichts anderes scheint sie zu kümmern. Dann sind da noch vier Hunde und drei Pferde. Genau gesagt: Hündinnen und Stuten, denn in dieser Herde und um sie herum gibt es aus atmosphärischen Gründen nur Weibchen – abgesehen von den drei Schäfern. Die Hündinnen drehen gerade durch, wegen des aufziehenden Gewitters. Die kleinste, eine schwarze Mischung mit zottigem Fell und kurzen Beinen, läuft angsterfüllt derart geduckt, dass ihr Bauch über den Boden streift. „La Loca!“, ruft Antonio belustigt vom Pferd herunter. Die Verückte? Dies sei der Name der Hündin, bestätigt der Schäfer: „Sie ist zum ersten Mal dabei, nur zum Lernen. Siehst du nicht, wie sie ständig einer anderen Hündin hinterherläuft?“ Ein lautes Don-

nergrollen, und La Loca verschwindet in einem Gebüsch. „Die kommt schon wieder“, macht sich die Erfahrung in Antonio keine Sorgen. Ein Blitz sticht aus der Himmelsschwärze, unweit von uns. Der folgende Knall ist ohrenbetäubend. Ein leichtes Zucken durchläuft Antonios Gesicht: „Put a mierda!“ Man muss nicht alles übersetzen, wenn Schäfer fluchen. Heftiger Wind setzt ein – jetzt kommt die Regenflut nicht nur von oben, sondern auch von der Seite. Der Zug der Herde folgt der Idee der Transhumanz, der traditionellen Wanderweidewirtschaft, und Antonio Alarcón hat das Kommando. Der Marsch führt von Navas de San Juan in der Provinz Jaén bis nach Fátima, dem Heimatdorf der Alarcóns in der Provinz Granada. 164 Kilometer zu Fuß oder zu Pferd auf einer *cañada real*: So heißen die 75 Meter breiten Triftwege, die seit dem Mittelalter ganz Spanien überziehen. →

Daniel, „Dani“

Antonios zweiter Sohn. Hilft der Mutter bei der Logistik des Marschs.

Pepe

Der Neffe vom Senior, Cousin der Brüder. Spart auf seine eigene Schafherde.

Antonio junior

Der älteste Sohn. Seine Braut will, dass er mit dem Hirtenhandwerk aufhört.

Antonio Alarcón

Der Erfahrenste. Kennt jede Abkürzung und wittert jede Gefahr.

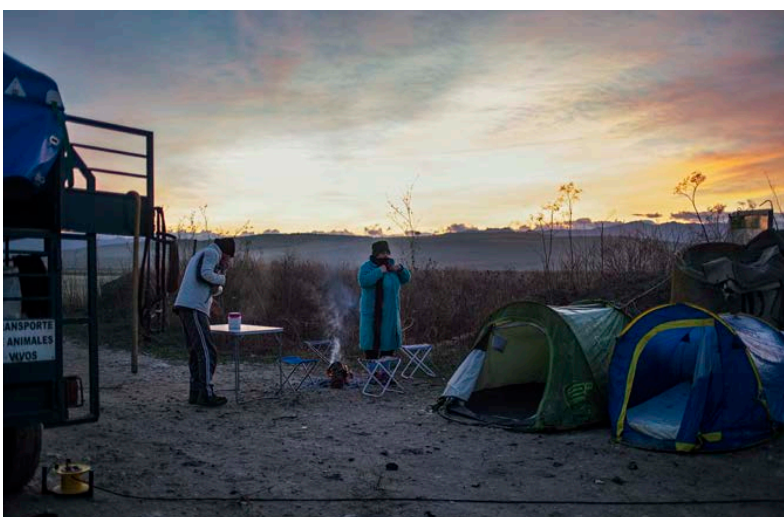
Maria Alarcón

Chef-Organisatorin. Kümmert sich um Nachtquartiere und um die Küche.

Eine Freundin

Sie besucht das Lager der durchreisenden Familie für ein Schwätzchen.

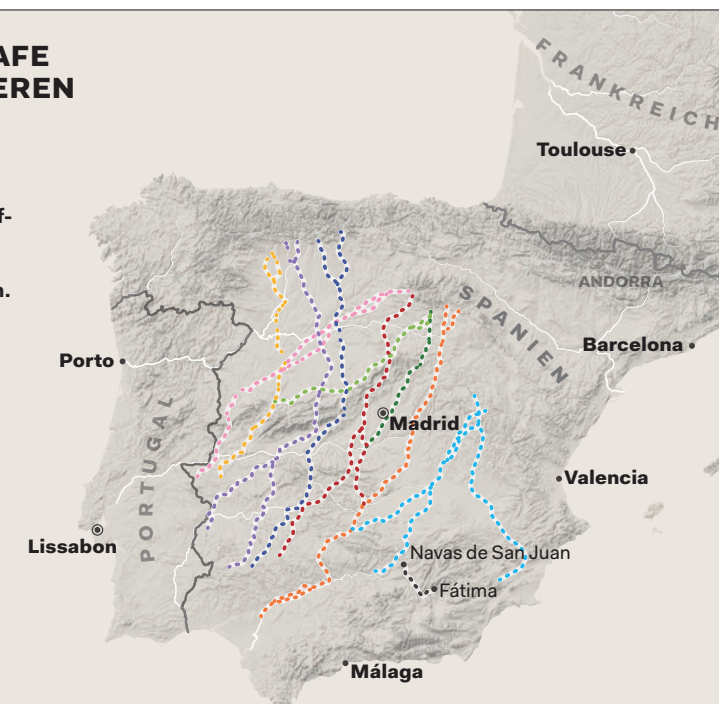
Seit vielen Jahren nehmen die Alarcóns die Wanderung mit den Schafen auf sich: einmal im Frühjahr, einmal im Herbst. Das strapaziöse Unternehmen schweißt die Familie zusammen. Trotzdem will Patriarch Antonio in vier Jahren in Pension gehen. Sagt er zumindest.



WO DIE SCHAFE VAGABUNDIEREN

Bis heute existiert auf der Iberischen Halbinsel das alte Wegenetz der Schafhirten. Es könnte bald eine neue Bedeutung bekommen.

Bereits 1273 wurde dekretiert, dass die *cañadas reales* („königliche Wege“) für die Schafzüchter reserviert sind. Seit 2007 stehen sie auf der Indexliste der UNESCO: Sie sind Kandidaten für das Weltkulturerbe und werden zunehmend von Radfahrern und Wanderern entdeckt.



--- CR de la Plata o Zamorana --- CR Burgalesa --- CR Soriana Oriental --- Antonios Route
 --- CR Leonesa Occidental --- CR Segoviana --- CR Soriana Occidental
 --- CR Leonesa Oriental --- CR Galiana --- CR Conquense

Erste Hilfe.

Nicht alle Tiere schaffen die anstrengende Tour. Kranke Schafe werden im Pkw-Anhänger zum nächsten Etappenziel transportiert. So können sie sich erholen.

Ein bisschen Romantik.

Jede Nacht schlägt die Familie ein neues Nachtquartier auf, Lagerfeuer inklusive.

Camping ohne Urlaub.

Die Zelte schützen die Hirten vor Regen und Insekten. Die Schafe verabschieden sich derweil ins hohe Gras.

Endlich Siesta.

Die Arbeit der Hirten beginnt lange vor dem Morgengrauen. Während der Mittags-hitze will aber niemand unterwegs sein.

Auf königlichen Pfaden.

Einst verbriefte König Alfons der Weise den Hirten das Recht, mit ihren Tieren über alte Triftrouten durchs Land zu ziehen. Die inzwischen 745 Jahre alte Bestimmung gilt bis heute.

Aneinandergereiht ergäben diese Schneisen eine Strecke von einigen tausend Kilometern.

Reine Routine? Nein: gelebte Familientradition für die Alarcóns. Hoch zu Ross und mit der Herde unterwegs sind Antonio, sein Sohn Antonio junior und dessen Cousin Pepe. Im Begleitauto sitzen Antonios Frau Maria sowie ihr jüngerer Sohn Dani. Seit 20 Jahren bewältigen sie diese Strecke – hin Anfang Juni, zurück Ende November. Oder umgekehrt, wie man's nimmt. Hauptsache, die Herde ist im Winter unten auf der relativ warmen Ebene und im heißen Sommer auf den kühleren Weiden der Sierra.

Hirten und Herde sind an diesem Tag schon früh am Morgen aufgebrochen, Maria und Dani sind noch am Zusammenpacken. In Kisten, Körbe und Taschen wird verstaut, was die Señora in den vorangegangenen vier Wochen für diese Reise gekocht, gebacken und eingemacht hat. Das Gros des Proviantes – Schinken, Pasteten, Speck, Würste – stammt wie immer vom letzten Schlachtfest im Dörfchen Fátima.

Endlich ist alles bereit zur Abfahrt. Nur ein zurückgelassenes, krankes Schaf steht noch da. Sein Euter geschwollen, eine der beiden Zitzen

schwarz vor Fäulnis. Es hat jede Scheu verloren, sucht ständig die Nähe der Alarcóns. Dani zieht das Tier zum Anhänger des Wagens. Darin befindet sich ein geräumiger Käfig für verletzte oder erschöpfte Tiere. Dani mag seine Tiere, aber er ist nicht sentimental. „Unsere Schafe landen im Schlachthaus“, erklärt er. „Am wertvollsten sind Lämmer. Für die bekommen wir pro Stück 50 Euro. Alte Muttertiere, die nicht mehr gebären können, gehen für 20 Euro an den Schlachter.“

Wie lange wird diese Familie noch zwischen Winter- und Sommerweiden pendeln? Antonio junior will nach der Pensionierung seines Vaters damit aufhören: Weil seine angehende Ehefrau klar ihren Widerstand gegen ein solches Leben angekündigt hat. Und weil sich der Aufwand kaum noch lohnt. Zwar sei Fleisch wandernder Tiere besser als das von sesshaften, doch der Preis für die beiden Fleischsorten sei derselbe, schimpft er. „Warum sich also das Leben schwermachen?“

Das schwergemachte Leben: Einst wanderten tausende Schäfer mit Millionen von Schafen entlang der *cañadas reales*. Heute betreiben nur noch etwa 150 Züchterfamilien die Trans- →



Rechts oder links?
Nehmen wir die Hauptstraße
oder lieber die Abkürzung?
Im Zweifelsfall entscheidet
Antonio Alarcón, der Patriarch.

humanz. Das hat gravierende Folgen: Weil ohne Schafe das Gras zu hoch wächst und dann vertrocknet, brennen jedes Jahr eine halbe Million Hektar Land ab. „Würde man statt in Löschflugzeuge in Schafe und Ziegen investieren, wäre das Problem längst gelöst“, sagt Jesús Garzón, Spaniens führender Experte in Sachen Transhumanz.

Weiter am Triftweg, der jetzt zum Guadalquivir hinabführt. Der prominente Fluss ist derzeit ein Rinnsal, Andalusien hat eine schwere Dürre hinter sich. Die Brücke, die aufs Nordufer führt, hat kein Geländer. Plötzlich schlagen die Hündinnen an. Eine der Ziegen, die sich gern als Anführer der Herde aufspielen, wird von der Masse der Schafe abgedrängt und stürzt von der Brücke. Nicht schlimm, unverletzt gelangt das Tier ans Ufer. Dort jedoch gerät es in Panik und sucht das Weite.

Das Terrain, steinig und voller Dornbüsche, ist nichts für die verfolgenden Reiter. Pepe und Antonio junior springen von ihren Pferden und rennen auf die Ziege los. In einem rugbyartigen Manöver fangen sie das erschrockene Tier ein, werfen es auf den Rücken, schleifen es an den Beinen zurück zur Herde.

Danach sehen die Schäfer aus, als könnten sie eine Verschnaufpause gebrauchen. Aber am anderen Ufer erwartet uns schon die nächste Herausforderung. Der Guadalquivir fließt hier an der Sohle einer Schlucht. Entweder, erklärt Antonio, folgen wir jetzt weiter dem Triftweg, der uns in langgezogenen Windungen bequem den Hang hinaufführt. Leider wählt die Herde bereits das „Oder“: querfeldein und steil nach oben.

Antonio junior verrät mir einen kräftesparenden Trick: Am schlauesten ist es, direkt hinter seinem Pferd zu marschieren, das er am Zügel den Hang hochführt. „Wo es sehr steil wird“, sagt Antonio junior, „packst du mit beiden Händen den Pferdeschwanz und lässt dich hochziehen.“ Ich folge seinem Rat. Es klappt großartig, wie mit einem Schlepplift ohne Ski. Fast eile ich den Hang hinauf. Einmal muss sich Antonios

Pferd erleichtern. Doch auch diesem olfaktorischen Hindernis kann ich knapp ausweichen.

Oben flüchten wir zielstrebig in den Schatten. Es ist kurz nach elf Uhr, die andalusische Sonne trägt sich mit Mordabsichten. Wir rasten, die Herde breitet sich aus, frisst unentwegt weiter. Am Rand der Wiese warten Maria und Dani bereits mit einem gedeckten Tischlein.

Allmählich gewöhne ich mich an das „schwergemachte Leben“. Zwar fühlt sich das Dahintrotten noch immer endlos an, aber immerhin auch fast mühelos. Und die Nächte im Schlafsack kommen mir weniger kurz vor als die vier bis fünf Stunden Schlaf, mit denen wir uns tatsächlich begnügen müssen.

Im Gras liegend frage ich Pepe – er ist 21 –, womit er seinen Lebensunterhalt verdient. Er kellnert, antwortet Pepe, im Restaurant eines Campingplatzes. Aber gemeinsam mit einem Geschäftspartner hätte er sich schon eine kleine Herde von 60 Schafen zusammengesparrt.

„Hört, hört!“, ruft Antonio junior. „60 Schafe, das nennt er eine Herde!“ Doch er sagt es nur ein wenig spöttisch, nicht gemein. Schließlich ist die eigene Familie genauso heilig wie die in der Kirche: *la Sagrada Familia*.

Antonio senior und seine Frau Maria sind seit über 40 Jahren aufeinander eingespielt. Ihr Heimatdorf Fátima besteht im Wesentlichen aus einer einzigen Straße, mit Höfen und Häusern an beiden Seiten. „Bei uns gibt es nur zwei Berufe“, sagt Maria, „Viehzüchter und Landwirt. Da gehört man automatisch zusammen.“ Ihre und Antonios Familie waren Nachbarn, beide Schaf- und Ziegenzüchter. „Auf Antonio aufmerksam geworden bin ich mit 13. Mit 15 wurde er mein Freund. Mit 18 habe ich ihn geheiratet.“ *Es un hombre bueno*, fügt sie noch hinzu, er ist ein guter Mann. Im Schatten lächeln alle gerührt.

Der schwarze Gewittertag fordert alle. Mit einem Male wirkt das „schwergemachte Leben“ fast hoffnungslos. Gegen Abend erreicht der Tross

**WO DIE HIRTEN
SONST NOCH
UNTERWEGS SIND**

Die Bedeutung des traditionellen Viehtriebs sinkt weltweit; es ist meist einfacher, Futter zu den Tieren zu bringen, als umgekehrt. In manchen Gegenden wird diese Wirtschaftsform aber noch immer gepflegt.

Über den Ötztaler Alpenhauptkamm
Schafzüchter aus dem Vinschgau (Südtirol) ziehen im Juni über teils vergletscherte Pässe zu Weiden im hinteren Ötztal in Tirol. Mitte September geht es in Gegenrichtung zurück nach Italien.

An den Hängen des Monte Perdido, Pyrenäen
Auf dem Berg an der heutigen Grenze zwischen Spanien und Frankreich befinden sich seit Jahrtausenden die Sommerweiden für Schaf-, Rinder- und Pferdezüchter.

Kirgisistan
Eine Jurte, wie sie die Schaf- und Pferdehirten auf den Sommerweiden bewohnen, ist Teil der Landesflagge. Der Name der Hauptstadt Bischkek bezeichnet auch ein Werkzeug der Senner.



ein Dorf, das wie ein städtischer Vorort anmutet: Torreperogil. Adrette Einfamilienhäuser hinter dem Regenvorhang, davor saubere Autos und gepflegte Gärten. Hinter den Wohnzimmergardinen flimmern Fernseher. Es gibt sogar einen öffentlichen Park. Zielstrebig strömt ein Teil der Herde da hinein und macht sich über gestutzte Hecken, Blumenbeete und Rosenstöcke her.

Zum Glück hält die himmlische Sintflut noch an. Niemand im Ort scheint unsere Ankunft bemerkt zu haben. Nur ein Jogger läuft Slalom um die Pfützen und tut so, als sähe er weder die Herde im Park noch uns daneben.

Auch dies, so lerne ich, ist eine Transhumanz-Lektion: Die Beziehungen zwischen Sesshaften und Umherziehenden sind ewig heikel. Bisweilen fließt sogar böses Blut. Wenn wir etwa die Latifundien andalusischer Olivenöl-Produzenten durchwandern, sind die Alarcóns auf der Hut: Sie wissen, dass manche Besitzer am Rand der Triftwege Gift austreuen.

Theoretisch ist das Recht aufseiten der Wanderhirten. 1995 hat Spaniens Parlament die jahrhundertealten Regeln bezüglich der *cañadas reales* bestätigt, vor allem die gesetzlich festgelegte Breite dieser Durchgangsschneisen: 75 Meter! Doch daran halten sich wenige Plantagenbesitzer. Vielmehr pflanzen sie ihre Olivenbäume derart selbstgerecht, dass die Triftwege oft nicht einmal eine Breite von 25 Metern haben.

Am Rand von Torreperogil muss die Herde eine vierspürige Bundesstraße überqueren. →

Pepe, Antonio junior, Maria. Unterwegs gibt es einfache Gerichte. Mit den Vorbereitungen dafür hatte Maria schon vier Wochen vor dem Aufbruch begonnen.

Nach einem Tagesmarsch im Regen. Es dauerte die ganze Nacht, bis die Schuhe wieder trocken waren.

Rastplatz. Maria schläft lieber kauern im Auto als ausgestreckt im Zelt. Warum? Das weiß nur sie.



Spanische Cowboys. Ihre Pferde sind für die Schäfer immer noch das beste Transportmittel im unwegsamen Gelände. Manchmal funktionieren sie wie Skilifte.

Antonio war als junger Mann
beim Militär stationiert, in Madrid.
Seit seiner Rückkehr hat er sein Heimatdorf
fast nur noch für den Treck
mit seinen Schafen verlassen.
Aber weil er dabei so langsam unterwegs ist,
hat er viel gesehen von der Welt.



Antonio Alarcón.
Natürlich ist die Reise
mit den Schafen anstren-
gend für den 62-jährigen
Schafzüchter. Zur
Marscherleichterung
richtet er es immer so
ein, dass sich irgendwo
auf der Strecke auch
eine improvisierte
Familienfeier ausgeht.

Unmöglich ohne den Beistand der Polizei: Die Autos rasen hier mit bis zu 130 Stundenkilometern vorüber. Also hat Antonio der Polizei unser Kommen angekündigt. Hat ihr um 18 Uhr per Handy-Anruf mitgeteilt, dass wir um Punkt 18.45 Uhr mit über 600 Tieren am Straßenrand stehen würden – bereit zum Überqueren.

Das Auto der Guardia trifft mit 45-minütiger Verspätung ein, dafür mit Blaulicht. Ohne Eile steigen zwei Polizeibeamte aus. „Tut uns leid“, sagt der eine wie nebenbei. Und der andere: „Wir hatten einen dringenden Einsatz.“ Beiden spricht aus dem Gesicht, wie großzügig sie sich obendrein fühlen. „Kein Problem“, behaupten wie aus einem Munde die beiden Antonios. Aus Pepes stummen Blicken schreit hingegen Mordlust. Die Polizisten halten den Verkehr an, zwei Minuten später ist die Herde auf der anderen Seite.

Es dunkelt. Wir sind aufgeweicht wie faulige Schwämme, frösteln und fluchen, verwünschen die Polizei und die trockenen Vorortbewohner, die hinter den Wohnzimmervorhängen auf ihre Fernseher starren. Wenig später erreichen wir unser heutiges Etappenziel: ein mit Stacheldraht eingezäuntes Gelände, übersät mit Schaf-, Ziegen-, Pferde- und Hundekot. Aber es gibt auch eine relativ saubere Ecke für Hirten, wo uns Maria und Dani erwarten. Letzterer hat es geschafft, trotz des Regens ein Feuer zu entfachen.

Ich finde es bemerkenswert, dass diese Gemeinde einen geschützten Platz für Schäfer und Tiere eingerichtet hat. Dani schüttelt den Kopf. Nein, erklärt er, dieses Lager sei das Geschenk eines alten Pferdezüchters, der sein Leben lang mit wandernden Schäfern zu tun gehabt hat: „Er kennt die *transhumancia* aus eigener Erfahrung und kann sich in unsere Lage versetzen.“

Antonio junior checkt die Herde. Schafe und Ziegen sind vollzählig. Aber eine Hündin fehlt: La Loca! „Beim Gewitter muss sie sich vor Angst in ein Erdloch verkrochen haben. →



Querverkehr.

Der größte Teil der Strecke verläuft durch Olivenhaine und Wälder sowie über Weiden. In den wenigen Ortschaften, die es am Weg zu durchqueren gilt, sind die einst allgegenwärtigen Schafherden mittlerweile ein seltener Anblick.

MEHR ALS BLOSS EIN PAARHUFER

Wie sich eine Schafrasse
in die nationale Seele der Spanier stahl.

SIE WAREN MIT DEN ARABERN AUS NORDAFRIKA NACH SPANIEN GEKOMMEN: DIE MERINOSCHAFE. Ab dem 15. Jahrhundert war ihre feine Wolle das **wertvollste Handelsgut** auf der Iberischen Halbinsel. Exportiert wurde der Luxus-Rohstoff nach Flandern und Italien, wo die besten Webereien existierten. Bis zu **25 Millionen Schafe** sollen deswegen im 16. und 17. Jahrhundert auf den königlich spanischen Triften unterwegs gewesen sein.

Um das Monopol zu sichern, stellten die spanischen Herrscher die Ausfuhr lebender Merinos unter **Todesstrafe**. Doch im 18. Jahrhundert gab der Madrider Hof diese Politik freiwillig auf. Er **verschenkte** kleine Merino-Herden an Länder wie Schweden, Sachsen, Ungarn, Preußen, Württemberg und Frankreich. Meistens kamen die Tiere in Begleitung spanischer Hirten, die den neuen Besitzern die Zucht und Pflege dieser besonderen Rasse **beibrachten**.

1782 schließlich ging eine Herde von 400 Merinoschafen per Schiff aus der Extremadura nach Südafrika. Über 7.000 Tiere gelangten zwischen 1802 und 1827 nach Australien. Viele Herden in Spanien waren da schon den Napoleonischen Kriegen zum Opfer gefallen: Von 1807 bis 1814 bekämpften sich französische und englische Truppen auf iberischem Boden und **ernährten** sich dabei vorzugsweise von einheimischen Schafen. Heute sind Australien und Neuseeland die größten Produzenten von Merinowolle. In Spanien leben heute nur noch wenige Merinos. Die meisten Schafe werden wegen ihres Fleisches gezüchtet, so auch die Herde von Antonio Alarcón. Die Hirten nennen sie nach ihrem Herkunftsort **Seguro-Schafe**.



Merinoschaf. Diese Tiere waren einst ein wichtiger Faktor für Spaniens Wirtschaft – bis großzügige Könige sie in alle Welt verschenkten.



FOTO: SURIVA SILBANSOM

Wahrscheinlich hockt sie da noch immer drin. Verrücktes Ding!“ Als er seine Füße in Richtung der glühenden Holzscheite streckt, beginnen seine nassen Socken zu dampfen. „Hauptsache, das Schaf im Anhänger kommt durch“, ruft Maria freudig. „Schaut mal, wie munter sie schon wieder ist!“ Tatsächlich: Das kranke Tier wirkt wie fast übern Berg.

Der nächste Morgen bringt Ernüchterung. Als Antonio senior um kurz nach fünf den Anhänger kontrolliert, findet er das tote Schaf. Sein Leben als „Haustier“ hat keine fünf Tage gedauert. Der alte Schäfer bringt den Kadaver weg, lässt ihn irgendwo liegen für die Geier.

Lange, schweigsame Gesichter beim Frühstück. Lustlos kauen alle auf ihren trockenen Brotkanten, Maria isst gar nichts. Zum Glück erhält Antonio junior eine SMS. „Facundo hat La Loca gefunden“, verkündet er triumphierend. „Er bringt sie mit zurück nach Haus!“

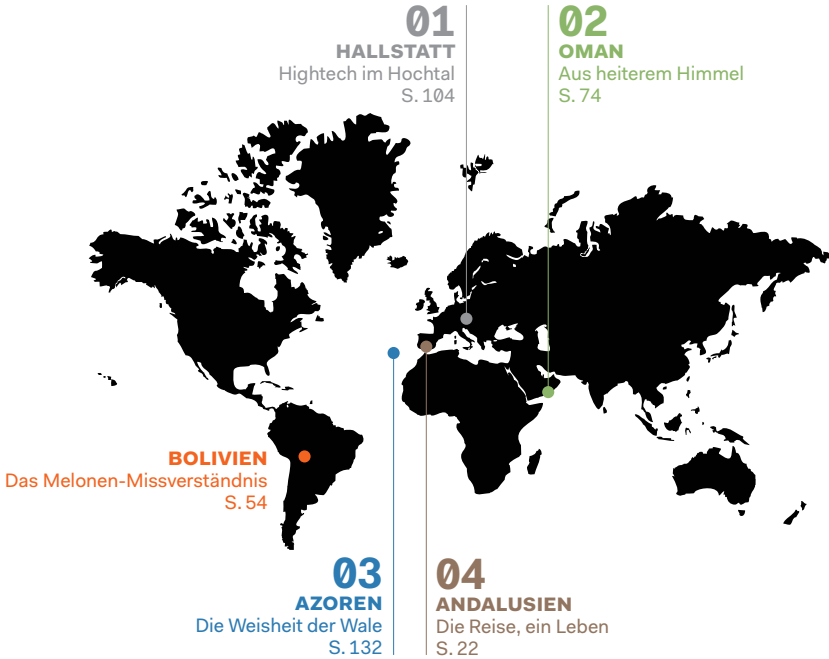
Facundo ist ein Nachbar zu Hause in Fátima und der zweite Schäfer in der Provinz Granada, der noch Transhumanz betreibt. Alle freuen sich. Die Ausbildung der „Verrückten“ zum perfekten Hirtenhund wird wohl noch einige Zeit brauchen. Aber ihr Überleben beflügelt die ganze Familie.

Gegen Mittag folgen wir schon wieder einer einsamen Landstraße. Kein Auto hupt hinter der Herde her, die Ziegglocken scheppern ihr übliches Lied, ein herrlicher Frieden liegt über der Oliven-Landschaft. Antonio junior und Pepe haben sich beide mit einem langen Stab bewaffnet. Damit können sie aus dem Sattel heraus fast mühelos den Kurs abwegiger Schafe korrigieren.

Und Antonio Alarcón? Die Stute am Zügel führend, in der anderen Hand seinen Schäferstock, schreitet der Patriarch vergnügt einher, ohne Hast. Und wie einer, der noch lange nicht in Pension geht.

LOGBUCH

TERRA MATER
November/Dezember 2018



01 WOLFGANG GEMÜND (re.) lernte bei seinen Recherchen am Hallstätter Salzberg ein erstaunlich friktionsfreies Nebeneinander von Massentourismus und Archäologie kennen. Keine 50 Meter von jener Ausgrabungsstätte, an der Archäologen des Naturhistorischen Museums Wien die Reste eines prähistorischen Friedhofs erforschen, zogen Karawanen von Touristen zum Schaubergwerk. Entdeckte ein Besucher das unauffällige Zelt, unter dessen Schutz gegraben wird, beantworteten die Wissenschaftler geduldig seine Fragen. Wie die Archäologen ihren Langmut trainieren, war auch bald klar: Um die Funde aus dem extrem klebrigen und festen Lehm-boden freizulegen, braucht es einen Geduldsfaden, der auch Seilbahngondeln tragen könnte. Seite 104



02 ALESSANDRA MENICONZI (2. v. li.) reiste gleich zweimal in den Oman. Einmal zur Zeit der Trockenheit – und dann noch einmal zur Monsunzeit, wenn beständiger Nieselregen Landschaft und Menschen verzaubert. Die zweite Reise ging ihr besonders unter die Haut. Zum einen, weil sie in einer Nacht allein auf einem Arm an die 100 Moskito-Stiche aushalten musste. Zum anderen, weil ihr diese Situation die Bedeutung des Wassers für das Leben auf unserem Planeten verdeutlichte: Ein wenig Niederschlag reicht bereits, um die Wüste in einen Garten Eden zu verwandeln. Meniconzi: „Wasser ist Leben – wir müssen wirklich besser darauf aufpassen!“ Was die Fotografin während ihrer beiden Reisen gesehen hat, zeigen wir ab Seite 74.



03 RICK ROSENTHAL hatte seine Expedition auf die Azoren sorgfältig geplant, Behörden belagert, Kollegen um Unterstützung gebeten – und hatte schließlich alle notwendigen Bewilligungen beisammen: Im vergangenen August reiste der renommierte Meeresbiologe und Dokumentarfilmer endlich auf den Archipel, um dort das wunderliche Leben der Pottwale zu dokumentieren. Die zu finden ist schon mühsam genug. Wirklich schwierig ist es jedoch, ihr natürliches Verhalten zu dokumentieren: Immer wieder scheuchen Boote voller Touristen die Meeressäuger auf. Rosenthal brauchte also viel Geduld, Geschick und Ruhe, um den Pottwalen in ruhiger Atmosphäre so nahe zu kommen, wie er geplant hatte. Was er dabei erlebte, erzählt er ab Seite 132.



04 MICHAEL STÜHRENBERG (li.) war gewarnt: Wer spanische Schafhirten auf ihrer Wanderung begleiten will, muss früh aufstehen. Kein Problem, meinte der in Paris heimische Autor und machte es sich in seinem Schlafsack auf offener Wiese bequem. Als er aufwachte, waren Menschen und Tiere weg – und Stührenbergs Ruf unter den Hirten einigermaßen ramponiert. Mit Mühe konnte er zum Treck aufschließen, fand während der folgenden Gewaltmärsche durch andalusisches Hinterland aber ausreichend Gelegenheit, sich zu bewähren: Er überwand Erschöpfung, trotzte Kälte und Unwetter. Zuletzt erlernte er sogar noch eine clevere Hirtenmethode, bei steilen Anstiegen die Kraft der Reitperle zu nutzen – das hat den Hirten wieder imponiert. Seite 22

FOTOS: DIETER BRASCH, ALESSANDRA MENICONZI, KAI BENSON, SUSANA GIRON